



Das Naturwunder des Regens.

Wer es nicht schon ohnehin wüßte, daß der Regen einer der wunderbarsten Vorgänge im Reiche der Natur ist, dem wird die andauernde und verderbliche Trockenheit die Augen geöffnet haben. Oder ist es kein Wunder, daß ohne sichtbare Kräfte, ohne Dampfmaschinen und andere handgreifliche Hilfsmittel, jährlich über zehn Billionen Zentner Wasser aus dem Meere geschöpft und hoch über unsere Köpfe hinweg über alle Lande getragen werden? Ist es kein Wunder, daß diese Wassermassen mit einer Regelmäßigkeit unsere Fluren begießen, die allein die moderne Kultur des Bodens ermöglicht? — Der Kreislauf jener zehn Billionen Zentner Wasser ist bekannt, aus dem Meere steigt es durch Verdunstung in die Lüfte, die Winde führen es pfeilschnell über das Land, hier gestaltet es sich unter gewissen Bedingungen zu Wolken und aus diesen strömt nach bestimmten Gesetzen der segensbringende Regen auf die dürstenden Auen hernieder. Von diesen endlich führen es die Flüsse dem Meere wieder zu.

Bedenkt man, wie unendlich viele Bedingungen erfüllt werden müssen, bevor ein Tropfen Regen zu uns kommt, Bedingungen, die kein Mensch erfassen und überschauen kann, so wird man leicht erkennen, daß alle Versuche, das Wetter auch nur des nächsten Tages mit Bestimmtheit vorauszusagen, nutzlos sind. Wenn trotzdem ein meteorologisches Institut behauptet, daß 80 Prozent seiner Prophezeiungen im Jahre über eintreffen, so liegt das nur an der geschickten Art der Abfassung derselben. Der Text ist nämlich immer so gehalten, daß jedes der Jahreszeit nach mögliche Wetter eintreten kann. Wenn man zum Beispiel am 20. Juni, an welchem Tage es heiß und trocken ist, für den 21. Juni prophezeit: „Wärmeres Wetter, mäßige bis frische südwestliche Winde, Gewitter nicht ausgeschlossen“, so kann dann schließlich das Wetter sein, wie es will, diese Prophezeiung muß eintreffen, denn der Verfasser hat sich gegen alle möglichen Vorkommnisse bedeckt. Das einzige, was hierbei bestimmt lautet, ist die Angabe der Windrichtung. Aber schon die alten Griechen wußten 400 Jahre vor Christi Geburt, daß auf der nördlichen Erdhälfte der Südwind gewöhnlich in Westwind, dieser in Nordwind, dieser in Ostwind und dieser wieder in Süd-

wind überzugehen pflegt. Auf der südlichen Halbkugel unseres Planeten ist es gerade umgekehrt, die Windrichtung wechselt von Süd nach Ost, dann nach Nord, nach West und kehrt von da nach Süd zurück. Diese Regel ist nicht absolut feststehend, weil örtliche Hindernisse, wie Gebirge, Wälder zc. die Windrichtung ablenken können, aber im großen und ganzen trifft sie zu, und man kann daher mit einer gewissen Sicherheit die der bestehenden folgende Windrichtung vorausagen. Verschiedene instinktive Äußerungen

her Wölkchen bildet. *a'* und *a''* auf untenstehendem Bilde sind sogenannte Windbäume, vielfach verästelte Federwolken, deren Spitze dem Winde zugekehrt ist. Sie sind Vorboten des Regens. — Wenn Morgens feuchte Luftströme von der Erde emporsteigen, so bilden dieselben in unbedeutender Höhe die Haufenwolken (*b*), die weiß und hell in der Sonne glänzen und oft gewaltigen Gebirgen gleichen. Werden diese Wolken mit zunehmender Abkühlung dichter und dunkler, so nennt man sie Schichtenwolken. Diese endlich verwandeln sich in die schweren dunkelgrauen, fast schwarzen Regenwolken, sobald die Luft in der Umgebung der Wolken sich soweit abgekühlt hat, daß der Wasserdampf in flüssige Form übergehen und zu Regen werden kann.

Wir sehen also, daß alle diese Arten von Wolken fast immer bevorstehenden Regen anzeigen, der allerdings durch einen starken Wind vertrieben und schnell nach einer anderen Gegend geführt werden kann.

Nur eine einzige Art von Wolken, die Schäfchenwolken (*d*), zeigen andauernd gutes Wetter an. Sie sind flockenartig (mit einer weiden den Schafherde vergleichbar) über den Himmel verstreut und entstehen durch darüber Hinstreichen eines wärmeren Luftstromes über einen kälteren. Es kann aber kein Regen entfallen, wenn sich diese Ströme verschiedener Temperatur nicht vermischen. —

Das Vermischen einer kalten mit einer warmen Luftschicht ist also die Bedingung zur Erzeugung des Regens, und eine anhaltende Trockenheit legt uns die Frage nahe, ob nicht auf künstlichem Wege Regen hervorgerufen werden kann. Als in Amerika große Trockenheit herrschte, traten sofort mehrere Männer mit Projekten auf, Regen zu erzeugen. Der eine wollte mit Dynamitschüssen, der andere mit Luftballons, die hoch oben plagen sollten, die ewig heitere Atmosphäre erschüttern, wodurch sie zur Herabgabe des erquickenden Nasses angeregt werden sollte. Diese Projekte mögen lächerlich sein, sie beweisen aber den eminent praktischen Sinn der Amerikaner. Bei uns im alten Europa kann alles verborren, ohne daß jemand wagt, dem Gedanken an künstlichen Regen auch nur nachzuhängen, geschweige denn ihn zu äußern. Und doch hat uns der allweise Schöpfer den Verstand gegeben, damit wir ihn üben und darüber nachdenken, wie wir die Natur und ihre Gesetze zu unserem Vorteil lenken. Warum sollte man durch



a, a', a'' verschiedene Arten von Federwolken. b Haufenwolken. c Schichtenwolken. d Schäfchenwolken. e Regenwolken.

Die verschiedenen Gestalten der Wolken.

von Tieren, besonders aber die Art der Bewölkung bildet für den erfahrenen Landmann ein sicheres Mittel, das Eintreten von Regen einige Stunden vorher zu erkennen.

Die Wolken entstehen durch das Zusammenstoßen einer kalten mit einer warmen Luftschicht. Letztere führt immer große Massen Wasserdampf mit sich. Wird nun ihre Temperatur durch einen kalten Luftstrom vermindert, so scheidet sich der Wasserdampf aus und ballt sich zu Wolken zusammen. — Weiteres, schönes Wetter geht niemals in Regenwetter über, ohne daß vorher hoch oben im Luftmeere Federwolken erschienen sind. Sie zeigen die Ankunft eines warmen Luftstromes an, der sich abzukühlen beginnt und da-

Probieren und Studieren nicht dahin gelangen, auf künstlichem Wege in der heißen, mit Wasserdampf angefüllten Luft eine, wenn auch nur wenig umfangreiche Regenwolke hervorzurufen? Sollte es hierzu nicht schon genügen, einen kalten Luftstrom von größerer Ausdehnung zu erzeugen und denselben in einer gewissen Höhe mit der warmen Luftschicht zu vermischen?

Die Gefahren einer zu großen Masse während der Erntezeit sind bekannt und die Frage wird an uns herantreten: Gibt es kein Mittel, einen allzulange anhaltenden Landregen zu vertreiben oder wie schützen wir die Ernte vor dem Verderben durch einen solchen?

Wir sind der Meinung, es gibt solche Mittel, dieselben können aber nur durch reichliches Nachdenken und durch Probieren gefunden werden. Das ist jedoch nicht der Zweck dieser Zeilen, dieselben sollten den Leser nur mit solchen Gedanken überhaupt vertraut machen und im zeigen, wie ungeheures Triebwerk der Schöpfer bloß im Regen in Bewegung setzt, um ein so hüßliches und schwaches Wesen, wie der Mensch ist, zu erhalten, der sich in seiner Eitelkeit als die „Krone der Schöpfung“ bezeichnet.

Verloren!

Roman von Ewald August König.
(Nachdruck verboten.)

Die Nacht am Rhein.

Es war an einem heißen Sommertage des Jahres 1871. Laubgewinde, Kränze und Fahnen schmückten fast jedes Haus der Stadt, zumißt aber die Straßen, durch welche die siegreich aus dem Feldzuge heimkehrenden Truppen ihren Einzug halten sollten.

Frohe, erwartungsvolle Gesichter blickten bis zu den Dächern hinauf aus allen Fenstern, auf den Balkonen standen Damen und Herren in eleganter Toilette mit Blumen und Lorbeerkränzen in den Händen und schauten hinunter auf die bunte Volksmenge, die in den Straßen auf- und niederwogte.

Der Einmarsch der Truppen erfolgte nicht so pünktlich, wie man es erwartet hatte, er verzögerte sich mehr und mehr, die Gebuld der neugierig harrenden Menge wurde dadurch auf eine harte Probe gestellt, man suchte einen Ablenker, an dem man seinen Unmut auslassen konnte.

Und war es auch mehr durch den Siegesrausch hervorgerufenem Uebermut als Groll, immerhin war er verkehrt für denjenigen, den er als Zielscheibe traf.

Ein kleiner, untersehter Herr war in Begleitung zweier Damen an den Schwanz eines spekulativen Wirts getreten, der den Ausblick seiner Getränke vor das Haus verlegt und dort auch eine ruhige, mit Teppichen und Fahnen geschmückte Tribüne errichtet hatte.

Das runde, von einem kurzgeschorenen, blonden Vollbart umrahmte Gesicht des jungen Herrn zeigte einen sehr ehrlichen und gutmütigen, aber daneben auch etwas mißtrauischen Ausdruck, seine Kleidung war einfach und etwas altmodisch, aber keineswegs dürftig, und doch fiel er selbst in dieser Menge auf durch den Höcker, der seinen ohnehin nicht zierlichen Wuchs verunstaltete.

Die beiden Damen waren in eleganter Toilette; die Mutter, eine kleine beleibte Gestalt mit einem hochmütigen Gesicht, die Tochter, hoch und schlank gemachsen, eine Blondine von blendender Schönheit.

An der Seite eines solchen Mädchens mußte die verwachsene Gestalt des kleinen Herrn noch mehr auffallen, zumal er sich ziemlich rücksichtslos durch die Menge durchgedrängt und schon dadurch Anlaß zu ärgerlichen Anmerkungen gegeben hatte. Es währte denn auch nicht lange, so machten einige Straßengungen sich über seinen Höcker lustig, einer von ihnen stimmte das damals allgemein beliebte Spottlied an: „Wer nen Budel hat, der kann nicht mitgeh'n — auf der Reife nach Paris!“, und mit lautem Jubel fiel der Chor ein.

Der kleine Herr blickte sich zornig um, der Kreis, der sich um ihn gebildet hatte, wurde immer dichter, immer lauter und brüllender erscholl der Spottgesang.

„Höbel!“ knirschte er, und abermals traf aus seinen sonst so gutmütigen Augen ein zornflammender Blick die schadenfrohen, spottlustigen Gesichter, die alle höhnisch auf ihn gerichtet waren; „ich ertrage diesen Hohn nicht, Emma, wir wollen nach Hause gehen.“

Die schöne Blondine warf die Oberlippe trotzig schwellend auf.

„Ich halte Dich nicht, Heinrich“, erwiderte sie achselzuckend, „ich kann mit Mama allein gehen.“

„Wir sind hierhergekommen, um meinen Sohn als Sieger einziehen zu sehen, Herr Grafenberg“, sagte die ältere Dame, mit einem geringschätzenden Blick auf ihn hinunterschauend, „wir haben Sie nicht gewonnen, uns zu beleiten.“

„Und verstehe ich Ihre Worte recht, so ist Ihnen meine Begleitung nicht einmal angenehm?“ fragte er. „Das habe ich nicht gesagt, natürlich muß ich es Ihnen überlassen, wie Sie meine Worte deuten wollen.“

Heinrich Grafenbera preßte die schmalen Lippen fest aufeinander, seine Augen schimmerten feucht, es waren Tränen des Zornes, die in ihnen blitzten.

Das Lied war unterdessen unaufhörlich gesungen oder vielmehr gebrüllt worden, unablässig flutete die Menge vorbei, und nicht einer war unter ihr, der sich des Verspotteten annahm.

„So werde ich gehen“, sagte er nach einer Pause mit zitternder Stimme, „ich mag mich nicht länger dem Hohn dieses Vöbels preisgeben.“

Er wartete keine Antwort ab, einige Gassenjungen, die arinsend ihm den Weg versperrten, energisch zurückschreitend, schritt er rasch von dannen; das schallende Hohnelächeln, das ihm folgte, mußte ihm die Galle noch tiefer ins Blut treiben.

„Du hättest das alles vor Deiner Verlobung voraussehen können, Emma“, sagte die Mutter ärgerlich, während sie mit hochgehobener Stimme die Menge betrachtete, die jetzt wieder verstummte, „ich habe Dich ernst genug auf die Unannehmlichkeiten aufmerksam gemacht, die eine Heirat mit solchem Krüppel im Gefolge haben muß.“

„Ich bin keine Frau noch nicht, Mama“, antwortete das Mädchen in verächtlichem Tone.

„Ich weiß es wohl, und ich baue nun meine Hoffnung auf Robert Raven, aber sieh Dich vor, mein Kind, sei klug, diese reiche Herren machen sich kein Gewissen daraus, ein armes Mädchen zu betrügen.“

„Robert ist ein ehrenhafter Mann! Wenn nur seine Mutter nicht gar so vornehm und geizig wäre! Und dann der Jähzorn Heinrichs! Er gibt mir mein Wort nicht zurück, mag ich auch noch so kalt ihn behandeln. Ach, Mama, ich bin sehr unglücklich!“

„Weshalb hast Du ihm das Jawort gegeben?“ zürnte die Mutter.

„In den Augen des jungen Mädchens bligte es zornig auf.“

„Mach mir keinen Vorwurf deshalb“, sagte sie in erregtem Tone, „Du warst ja damals ganz damit einverstanden! Heinrich ist ein geschickter Optiker, er hat etwas Vermögen und ein gutes Geschäft, Gustav riet auch zu dieser Verlobung, die er vor dem Ausmarsch ins Feld noch wünschte, damit er uns in der Döbuit eines treuen Freundes zurückließ. Und einen guten Charakter und ein braves Herz hat Heinrich ja auch, das kann niemand ihm absprechen.“

Die Mutter antwortete darauf nichts, die schmetternden Klänge der Trompeten, Trommelwirbel und Hurrahruf ließen in der Ferne sich vernehmen und schallten immer lauter und brausender herüber.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall, Wie Schwertkling und Wagnersall: Zum Rhein! Zum Rhein! Zum deutschen Rhein! Wer will des Stromes Hüter sein? Sieh Vaterland, magst ruhig sein, Sieh Vaterland, magst ruhig sein, Zeit steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein! Zeit steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Wie manchem braven, tapfern Manne, der jetzt in Frankreichs Erde den letzten Schlaf schlief, war dieses Lied zum Sterbegefang geworden! Wie mancher war unter diesen Klängen todesmutig in den Kugelnregen hineingegangen, aus dem er nimmer wieder zu seinen Lieben heimkehren sollte!

Und nun war dieses Lied ein schmetterndes Jubellied, eine Siegeshymne, die jedes Herz mit Stolz und Freude erfüllte.

Sie rückten an, die tapferen Truppen, unter dem Rauseln der Trommeln und dem Schmettern der Trompeten, die von den feindlichen Geschossen zerstückten Fahnen flatterten über den blitzenden Helmen, auf die aus schönen Händen Blumen und Eichenkränze niederregneten.

Voran ein Ulanen-Regiment, dann drei Regimenter Infanterie, ein Regiment Dragoner und zuletzt die Artillerie und die Pioniere.

Hurrahruf überall! Er nahm kein Ende, er pflanzte sich fort von Straße zu Straße, er wurde wahrhaft betäubend, als das Landwehr-Regiment mit dem tapfern Kommandeur an der Spitze sich zeigte.

Diese strammen, bärtigen Gestalten waren ja fast alle Bürger und Söhne der Stadt, sie hatten draußen ihre Schuldigkeit getan und manchen heißen Tag erlebt, es befand sich wohl keiner unter ihnen, der nicht teure Angehörige oder doch einen guten Freund in der Stadt besaß.

In den Reihen dieser Tapferen, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, marschierte auch der Unteroffizier Gustav Holzer, der Bruder Emmas, eine kräftige Gestalt mit gebräuntem Antlitz und feurig blitzenden Augen. Die beiden Damen sahen ihn nur flüchtig, da er an der ihnen entgegengesetzten Straßenseite neben seiner Kompanie marschierte, zu einem Gruß und Handdruck bot sich also keine Gelegenheit.

Er selbst hatte seine Angehörigen nicht bemerkt, die Volksmenge, die mit dem Regiment weiter flutete, hielt die Planken deselben so eng und dicht umschlossen, daß dem Blick des einzelnen nur eine sehr eng begrenzte Aussicht blieb.

So stolz sie auch auf diesen ehrenvollen Empfang sein durften, atmeten doch alle auf, als der Siegesmarsch kenntet war.

Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt der Oberst noch eine kurze Ansprache dann wurde das Regiment entlassen, am nächsten Tage sollte es wieder zusammentreten, um die Waffen und Bekleidungsstücke abzugeben.

Gustav Holzer nahm von einigen Kameraden Abschied und schied sich eben an, den Heimweg anzutreten, als ein Offizier sich ihm näherte.

Es war der Premierlieutenant der Kompanie, ein stattlicher Mann mit blondem Vollbart.

„Sie werden nun auch froh sein, daß Sie des Königs Rock wieder ausziehen können“, sagte er in einem freundlichen, vertraulichen Tone, „Ihre Frau Mama wohnt wohl noch immer neben uns in der Rosenstraße?“

„Zawohl, Herr Leutnant Weigold, im Hause der Frau Witwe Raven“, erwiderte Gustav. „Und ich glaube, wir alle sind froh, daß der Feldzug zu Ende ist und wir mit heiler Haut heimkehren.“

„Ja, ja“, nickte der Leutnant gedankenvoll, „nur wird mancher von uns nicht alles so wiederfinden, wie er es verlassen hat. Sie kehren natürlich zu Ihrem Buchbindergeschäft zurück?“

„Gewiß, und ich hoffe, die alten Kunden werden mir Ihre Gunst wieder zuwenden. Dort kommt der Herr Hauptmann von Bitterfeld, Herr Leutnant, wie mir scheint, sucht er Sie!“

Der Hauptmann hatte bei den letzten Worten die beiden schon erreicht, mit seiner straffen Haltung, den scharf und trotzig blickenden Augen und dem lang hinunterwallenden Schnurrbart war er eine echte Solbatengestalt.

Er trug unter der Brust das eiserne Kreuz erster Klasse und daß er's mit Ehren durch todesmutige Tapferkeit verdient hatte, daran zweifelte niemand, der in das scharf markierte Antlitz blickte.

„Wir haben wohl denselben Weg, Emil?“ wandte er sich zu dem Leutnant, nachdem er den militärischen Gruß Gustavs freundlich erwidert und dieser sich entfernt hatte. „Gilt es Dir sehr, in Deine Wohnung zu kommen?“

„Nein, Roderich“, erwiderte Emil Weigold scherzend, „mein verehrter Vetter freut sich wohl noch weniger auf unser Wiedersehen, als ich.“

„Bon, so trinken wir vorher eine Flasche Wein; in der blauen Traube werden wir wohl noch eine stille Ecke für uns finden. Du hast doch noch eine Seele, die Dich erwartet, ich siehe ganz allein.“

„Und wenn dies Dich drückt, könntest Du es nicht mit leichter Mühe ändern?“ sagte der Leutnant. „Seit dem Tode Deines Vaters bist Du der alleinige Besitzer eines schönen Rittergutes, Du darfst wahrlich an jede Tür anknöpfen, wenn Du eine Lebensgefährtin suchen willst.“

„Und die ich suche, finde ich dann immer noch nicht!“ entgegnete der Hauptmann mit einem schweren Atemzuge und ein finsterner Schatten glitt dabei über sein ernstes Antlitz. „Du hast es auch in dieser Beziehung besser, Du liebst Irma Schwan, dem heimkehrenden Sieger wird das Mädchen Herz und Hand entgegenbringen. Du legst den Degen ab und wirst wieder Agent, Dein Vetter hat während Deiner Abwesenheit Dein Geschäft verwaltet, Du konntest die Braut schon bald heimführen und am eigenen Herde Deines Glückes Dich freuen.“

Jetzt hatte auch das Antlitz Emil's sich umwölkt, er wiegte mit ungläubiger Miene das Haupt.

„Ob ich das alles so finden werde, wie Du es mir prophezeit, ist doch noch sehr fraglich, ich möchte es bezweifeln“, sagte er. „Die Briefe, die ich in den letzten Wochen von meinem Vetter empfang, lauten keineswegs ermutigend, sie wecken den Verdacht in mehr, daß ich den Bod zum Gärtner gemacht habe.“

„Zu Bezug auf Irma?“

„Zu Bezug auf alles, was ich ihm anvertraut habe; ein sicheres Urteil kann ich mir noch nicht bilden, wir wollen also nicht weiter darüber reden.“

Sie waren längst aus dem Gewühl der Hauptstraßen in einen stilleren Stadtteil eingebogen, nach kurzer Wanderung hatten sie die Weinstenke erreicht, und hier öffnete der freundliche Wirt ihnen bereitwillig ein kleines Hinterzimmerchen, in dem eine wohlthuende Kühle sie empfing.

Sie legten Helm und Säbel ab und erquickten sich an dem goldfunkelnden Wein, dann drehte der Hauptmann eine geraume Weile sinnend die langen Enden seines Schnurrbartes.

„Obgleich wir schon vor dem Kriege einander kannten, da wir ja in ein und demselben Hause wohnten, haben wir doch erst in dem Feldzuge treue Freundschaft geschlossen“, sagte er, „und ich hege die zuversichtliche Erwartung, daß diese Freundschaft bis zu unserem Tode währen wird.“

„Sie ist mit Blut getilgt“, nickte der Leutnant.

„Ich vergesse es Dir nie, daß Du mit eigener Lebensgefahr —“

„Ach, hab, das war ein Dienst, den Kameradschaftliche Pflicht mir gebot; ich habe schon oft den Wunsch ausgesprochen, daß er nicht mehr erwähnt werden möge. Ich weiß, daß ich auf Deine Freundschaft, Deine herrliche Teilnahme bauen darf, und ein Menschenherz muß man haben, dem man Leid und Freud' anvertrauen kann. So laß mich Dir denn eine Geschichte anvertrauen, die bisher mein Geheimnis war und die mir manche schlaflose Nacht, manche trübe Stunde bereitet hat und noch bereiten wird. Du weißt, daß ich in einem Linien-Regiment stand, als der Feldzug begann, erst nach der Kapitulation von Metz wurde ich zu unserem Landwehr-Regiment versetzt. In jenem Regiment, aber bei einer andern Kompagnie, stand ein Leutnant von Hagen, ein junges, lustiges Blut, den wir alle gern hatten. Es war einige Tage nach der Schlacht von Gravelotte, unter den Opfern, die dieser Entscheidungskampf uns gekostet hatte, befand sich auch der Leutnant von Hagen. Er war in der Verwundung als schwer verwundet aufgeführt, aber schon am Tage darauf gestorben. Wir hatten unsere Quartiere bezogen, und die Festung einzuschließen, ich lag mit meiner Kompagnie in einem zerbrochenen Landbau. Eines Abends, als ich von einem Retegnoszierungsritt heimkehrte, meldete man mir, daß eine Dame mich erwarte. Der kleine Reiswagen, mit dem sie gekommen war, stand vor der Tür. In meinem Zimmer trat eine junge, schwarz-

gelleidete Dame mir entgegen; sie schlug bei meinem Eintritt den Schleier zurück, und seit jenem Augenblick habe ich das schöne, bleiche Antlitz, in das ich nun schaute, nicht mehr vergessen können. Sie war keine blendende, aber eine fesselnde Schönheit, mein Freund, und in jener Sekunde durchdrachte mich der Gedanke, daß an der Seite dieses Weibes mir das höchste Erdenglück erblühen müsse.

Er griff mit zitternder Hand nach dem Glase und trank es langsam aus, dann strich er einige Male über seine Augen.

„Ich habe oft darüber gespottet, wenn ich las oder hörte, daß ein einziger Blick genügen solle, um die Liebe im Menschenherzen zu wecken“, fuhr er fort, „ich lache heute nicht mehr darüber, denn ich weiß, welche Qualen ein solcher Augenblick bereiten kann. Die Dame stellte sich mir vor als die Braut des Leutnants von Hagen, sie hatte von seiner schweren Verwundung Kenntnis erhalten und war nun gekommen, ihn zu pflegen. Ich war der erste Offizier des Regiments, den sie nach langem Suchen gefunden hatte, mir fiel nun das traurige Los zu, ihr die letzte Hoffnung zu rauben. Starr und stumm hörte sie mich an, auf meine Tröstesworte erwiderte sie nichts, und mir selbst fiel eine Last von der Seele, als ihr Seelenschmerz in einer Flut von Tränen sich Bahn brach. Und als dieser Tränenstrom endlich versiegt war, sprachen wir noch eine Weile über den Toten, den ich als einen der besten pries, und sie dankte mir mit rührenden Worten für alle Freundschaft, die ich ihm bewiesen hatte. Ich bot ihr mein Zimmer für die Nacht an, erbot mich auch, am nächsten Tage mit ihr gemeinsam das Grab aufzusuchen — sie lehnte alles ab, nur ein Glas Wein nahm sie an, sie wollte ohne Verzug die Heimreise antreten. So konnte ich denn nichts weiter für sie tun, als sie an den Wagen begleiten, und erst als sie geschieden war, dachte ich daran, daß ich weder ihren Namen noch ihren Wohnort kannte. Sie hatte mir keinen Aufschluß darüber gegeben, meinen indirekten Andeutungen war sie ausgewichen, und direkt möchte ich nicht fragen. Wie gesagt, ich konnte sie nicht vergessen, im Wachen und in Träumen sah ich das schöne Antlitz vor mir, ich liebe das Mädchen mit leidenschaftlicher Glut.“

„Darin finde ich nichts Selbstfames“, sagte Emil, als der Hauptmann abermals eine Pause machte, „diese plötzlich erwachende Liebe beruht auf Naturgesetzen, die uns beherrschen, und denen auch der stärkste Charakter sich unterwerfen muß. Aber den Namen der Dame zu erfahren, konnte Dir doch so schwer nicht werden, der Gefallene hatte beim Regiment sicherlich einen vertrauten Freund —“

„Wohl hatte er einen, aber auch der war gefallen“, unterbrach der Hauptmann ihn, „und kein anderer Offizier des Regiments besaß von dieser Verlobung Kenntnis. Welche Gründe den Leutnant von Hagen bewegen haben, seine Verlobung so geheim zu halten, konnte ich natürlich auch nicht erfahren, und meine Erkundigungen in der Heimat blieben ebenfalls erfolglos.“

„Vielleicht war es ein Mädchen aus niedrigem Stande —“

„Nimmermehr!“ rief der Hauptmann erregt, „ich würde das an ihrem Auftreten und ihrer Sprache sehr rasch erkannt haben. Sie machte den Eindruck einer Aristokratin, und es lag vielleicht nicht einmal in ihrer Absicht, ihren Namen mir zu verschweigen. Die Ereignisse gingen ihren Gang, Metz kapitulierte, ich wurde versetzt und marschierte mit dem Landwehr-Regiment weiter. In der Schlacht bei Orleans wurde ich, wie Du weißt, verwundet, es war keine schwere Verwundung, aber sie machte mich für einige Zeit dienstunfähig, ich wurde nach Nancy beordert und in dem dortigen Lazarett seßelte ein leichtes Fieber mich an Bett. Mit mir in demselben Zimmer lagen einige schwerranke Kameraden, die von barmherzigen Schwestern gepflegt wurden; von dieser Pflege erhielt auch ich meinen Teil. Die Schwestern waren nicht immer dieselben, sie wechselten häufig, und eines Tages trat eine neue ins Zimmer, in der ich augenblicklich die Braut Hagens wiedererkannte. Die Freunde aber, die ich bei diesem Wiedersehen empfand und äußerte, wurde keineswegs geteilt, ernst-

und ruhig blieb die Miene meiner Pflegerin, und mit dieser, jede Hoffnung verheuchelnden Miene sagte sie mir, daß sie ihr Leben fortan den Werken der Barmherzigkeit gewidmet hätte. Meine lebenden Worte machten keinen Eindruck auf sie, am nächsten Tage erschien sie nicht wieder, und auf meine Fragen erfuhr ich nichts weiter, als daß sie Schwester Martha hieß, ihren Familiennamen wollten die Schwestern nicht kennen. Na, einige Tage später durfte ich das Lazarett wieder verlassen, auf Anordnung der Ärzte sollte ich noch eine kurze Zeit bis zu meiner völligen Genesung spazieren gehen und dann erst zum Regiment zurückkehren. Ich benutzte das, um in Nancy der Geliebten nachzuforschen, sie war und blieb verschwunden. Am Abend vor meiner Abreise durchwanderte ich noch einmal die Straßen der Stadt, und als mir in den Hauptstraßen das Leben zu geräuschvoll wurde bog ich in stillere Gassen ein. Aus meinem Briten weckte mich ein leiser Silberfuß, aufblickend sah ich vor mir eine schwarz gelleidete Dame, die ein Herr zu umarmen versuchte. Im Nu stand ich zwischen den beiden, dem Herrn, der zornig aufstrebte, gab ich einen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte, dann bot ich der Dame den Arm. Im nächsten Moment stand der Herr mit wutflammendem Blick vor mir. „Sie werden mir Genugtuung geben“, sagte er, „ich bin der Chevalier Montfleury.“ Was ich ihm geantwortet habe, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur, daß ich seine Forderung mit dem Hinweis auf sein ehloses Benehmen scharf ablehnte. Dann führte ich die Dame von dannen. Erst jetzt fand ich Zeit, ihr in's Antlitz zu blicken, und denke Dir meine freudige Ueberraschung, als ich die Geliebte in ihr erblickte. Ich fühlte, wie ihre Hand auf meinem Arme zitterte, mit leiser Stimme sprach sie den Dank aus, den sie mir schuldete. Nun, was ich darauf antwortete, brauche ich wohl nicht zu wiederholen, ich ließ sie in die Tiefen meines Herzens schauen, das kein Geheimnis vor ihr hatte. Sie schwieg, bis wir vor ihrer Wohnung angelangt waren, dann fragte sie mich mit zitternder Stimme, wann ich Nancy verlassen würde. „Morgen“, erwiderte ich. „Es ist gut“, sagte sie, „Ihre Abreise erlaubt mir, hier zu bleiben und mich den barmherzigen Werken wieder zu widmen. Alles, was sie mir gesagt haben, las ich in Ihren Augen, als ich im Lazarett an Ihrem Lager lag, es wäre für uns beide besser gewesen, hätten Sie es nicht ausgesprochen. Ich kann Ihre Hoffnungen nicht erfüllen, fragen Sie nicht nach den Gründen, lassen Sie mich meinen einsamen Weg gehen und forschen Sie mir nicht nach. Sie werden eine Gefährtin finden, die Ihrer Liebe wert ist, vergessen Sie mich, das ist der einzige Wunsch, den ich Ihnen gegenüber aussprechen darf.“

„Ich sagte ihr, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen könne, daß ich, wenn es sein müsse, bereit sei, ihr alles zu opfern. Sie antwortete mir darauf mit fester Stimme, daß sie Nancy sofort verlassen würde, wenn ich ihren Weg noch einmal kreuzte. Mit einem kurzen Lebenswohl schied sie von mir, und seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen.“

„Auch nichts weiter von ihr gehört?“ fragte Emil. „Nichts. Mit dem Chevalier Montfleury traf ich später noch einmal zusammen, er trug die Uniform eines französischen Kapitans und befand sich als Kriegsgefangener auf dem Wege nach Deutschland. Es war nur eine flüchtige Begegnung, und er schien mich nicht mehr zu kennen.“

„Und was nun?“

„Ich werde suchen, bis ich sie gefunden habe“, erwiderte der Hauptmann mit einem schweren Atemzuge. „Die Flasche ist leer, wir wollen gehen.“

Emil Weigold nickte zustimmend, gleich darauf verließen die beiden Offiziere die Stenke.

Ihre Wohnung lag in ein und demselben Hause, in dessen Erdgeschos die Leihbibliothek Karl Schwan's sich befand.

Der Leihbibliothekar besaß zwei Töchter, Irma und Theresie, die seit dem Tode der Mutter das Hauswesen verwalteten und in seiner Abwesenheit auch die Abonnenten der Bibliothek bedienten; ein Sohn war vor Jahren ausgewandert und seitdem verschollen, der alte Herr brachte nie mehr die Rede auf ihn.

Die obere Etage bewohnte der Hauptmann von Bitterfeld mit seinem Buchen und seine nicht großen,

wertvollen Waffenammlung, die einige Räume füllte. In der zweiten Etage wohnte Emil Weigold, der ein Agenturgeschäft betrieb, das während des Feldzuges von seinem Vetter Reinhold Weigold verwaltet worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein historischer Wadkessel.

Eine Erzählung von Harry Sheff.

(Schluß)

Ihr verkennt des Nachbarn Huhn, James Wilson Marshall," flüsterte der Spanier, und seine dunklen Augen funkelten wie die eines Raubtieres, das sich auf der Fährte seines Opfers befindet. „Ihr habt über die schöne Bell nicht mehr zu bestimmen, das hat Eure Schwester schon selbst getan. Sie hat Lust, Frau Wimmer zu werden.“

„Donner und Bliz! Das lügt Ihr, Mann. Bell und — der Deutsche? Das kann nicht sein!“ „Kann nicht sein? Kommt mit mir, Sir, und wenn wir halbwegs Glück haben, so tieferer ich Euch den Beweis dafür, daß Eure Schwester nicht erst seit heute und gestern die Geliebte des Dutchman ist!“

Eine tiefdunkle Röte überzog das Gesicht des jährigen Mannes, schwer atmend erhob er sich von seinem Stuhl, stülpte einen breiten, weichen Filzhut auf den Kopf und fuhr mit der Hand in die Tasche, in welcher er seinen Revolver trug.

„Laßt uns gehen!“ stieß er heiser hervor, „ich will — Beweise!“

Es bedurfte nur kurzer Zeit und eines kleinen Weges, und Marshall hatte, was er so dringend begehrte. In der Nähe des Mühlgrabens befand sich ein kleiner Eichenhain. Hier pflegten sich die Liebenden zu treffen und einander Trost und Hoffnung zuzusprechen.

Auch heut am ersten Tage des Jahres hatten sie sich zu zärtlichem Beisammensein gefunden, und ohne zu ahnen, daß hinter ihnen im Gebüsch die Lauscher verborgen waren, hielten sie einander fest umschlungen und gelobten sich wieder und immer wieder, daß keine Macht der Erde sie trennen werde.

„Und doch, ich weiß nicht, wie es mit uns noch enden soll,“ seufzte Bell, „mein Bruder hegt mit jedem Tage feindlichere Gesinnungen gegen Dich, und nichts vermag ihn von seiner einmal gefaßten törichten Meinung, daß Du ihm Unglück bringst, zu heilen.“

Peter Wimmer lachte fröhlich auf, keine Spur von Sorge klang aus seinem Tone heraus, mit welchem er der Geliebten antwortete:

„Laß Dich diesen krankhaften Haß Deines Bruders gegen mich nicht ansehten. Ich habe die feste Hoffnung, daß er sich sehr bald in Zuneigung und Freundschaft verwandeln soll, wenn sich erst in einer gewissen Beziehung meine Vermutung bestätigt, und ich einer Sache sicher bin, welche nicht nur uns beide reich und glücklich machen soll, sondern auch das

ganze Coloma-Tal mit einem Schlage zu ganz anderer Geltung und Bedeutung bringen wird.“

„Du sprichst in Rätseln, Pet,“ sagte Bell und senkte nachdenklich das liebreizende Köpfchen auf die Brust, „von welcher Sache sprichst Du eigentlich — wie willst Du uns auf ehrliche Weise so schnell reich und glücklich machen?“

„Liebchen, das ist mein Geheimnis und muß es noch eine Zeitlang bleiben; selbst meinem süßen Mädchen darf ichs nicht anvertrauen, bis nicht alles so klar vor mir liegt, wie dort die Schneekrone der Sierra, die durch die sternklare Winternacht zu uns herüberleuchtet. Bis dahin, meine gute, treue Bell, bete zu Gott, er möge meinen Nachforschungen Segen verleihen, uns beiden zu Nutz und Frommen und vielleicht auch Millionen anderer Menschen.“

„Lug und Trug ist Dein Geheimnis!“ schrie eine jorzige Stimme neben Peter Wimmer, „Mädchen zu beschwägen und zu verführen — das ist Deine Kunst. — Fahr zur Hölle, deutscher Knecht!“

Mit einem Angstschrei war Bell aufgesprungen und warf sich zwischen den vor Aufzitternden Bruder, der seinen Feind mit seinem Revolver be-

„Dann sollt Ihr mich nicht einen Tag länger hier sehen, James Wilson Marshall. Aber bereuen sollt Ihr es, daß Ihr mich vertrieben habt, bereuen, wie Ihr noch nichts im Leben bereut habt. Mit mir stoßt Ihr Euer Glück von Euch. — Und wenn Eure albernen Träume Euch hundertmal vor mir gewarnt haben — ich sage Euch: mich hat Euer guter Stern zu Euch geführt, und indem Ihr Euren wahnwitzigen Aberglauben die Macht über Eure Reigungen und Entschlüsse einräumt, durchkreuzt Ihr die Wege des Schicksals, welches Euch und mir wohlwollte. — Und was Bell anbelangt, so wird sie doch mein Weib werden, denn ich werde mir an einer anderen Stätte ein gutes Heim erringen und werde sie mir holen, wenn es Zeit ist.“

„Und dann werde ich Dir folgen, Pet,“ rief die junge Amerikanerin mit fester Stimme, „eher sollen die Gipfel der Sierra Nevada sich zum Tal herniederneigen — ehe ich eines anderen Weib werde — und mein Bruder weiß selbst, ich halte mein Wort, so gut wie er selbst!“

Sie reichte Wimmer die Hand und schritt dann furchtlos an ihrem Bruder vorüber.

Auch Marshall wandte sich zum Gehen, nachdem er dem Deutschen noch einen von drohender Bewegung begleiteten Blick zugeworfen hatte, und der Spanier folgte ihm, die Blicke nachdenklich zu Boden gerichtet. Peter Wimmer aber schaute ihnen lächelnd nach und flüsterte vor sich hin:

„Eine glückliche Nacht, und dieser stolze Herr wird mit all seinen Kreaturen mir zu Füßen liegen. Und ich fühle es heute lebhafter denn je — ich werde Recht behalten.“

* *

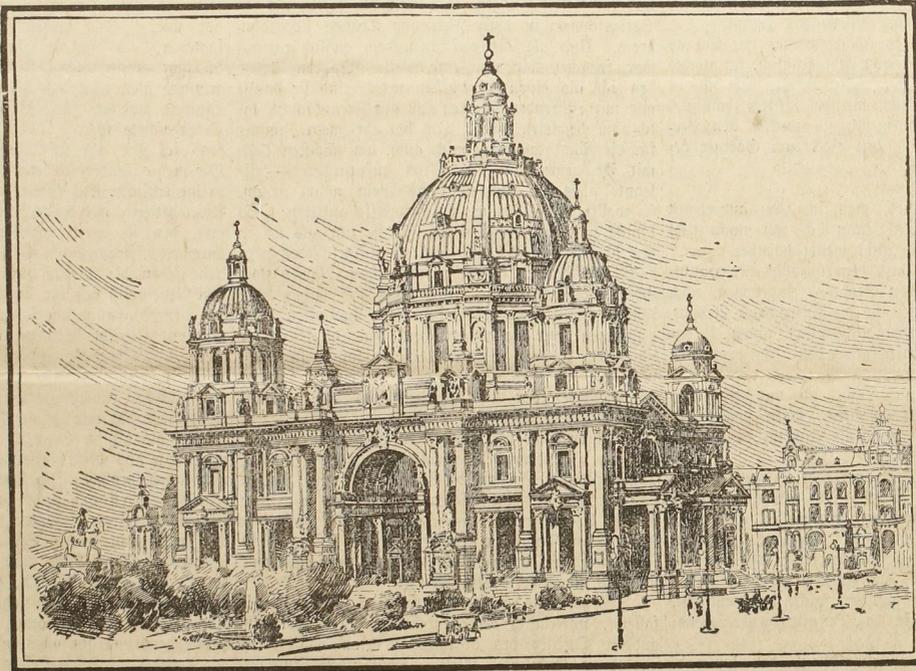
Am Morgendes 24. Januar 1848 traf die Nachricht vom General Sutter im Coloma-Tal ein, daß der Ingenieur Peter Wimmer sofort nach Ein-

treffen des Botens seine Arbeit niederlegen und nach „Fort Sutter“ zurückkehren solle. Peter kam die Entschließung Sutters nicht unerwartet, er hatte es nicht anders erwartet, als das Marshalls Anflagen Gehör finden und den gewünschten Erfolg haben würden.

Um so untröstlicher war Bell, sie meinte an der Brust des Geliebten heiße Tränen, als sich die Liebenden kurz nach Mittag hinter dem Blockhaus Marshalls trafen, und ihr Schmerz wurde noch erhöht durch Wimmers feste Bornehme, schon am nächsten Morgen auf dem Rücken seines treuen Pferdes die Reise anzutreten.

„Weine nicht, Bell,“ tröstete sie der junge, blonde Mann, obwohl das Herz ihm selbst schwer genug war, „so Gott will, kann ich Dich bald heimholen. Entweder, der General läßt mir Gerechtigkeit widerfahren, und ich bleibe bei ihm, oder ich baue uns irgendwo ein Nest, in welchem wir glücklich sein werden.“

„Ach, mir bangt so davor,“ schluchzte Bell, „Dich allein durch die Wildnis ziehen zu lassen — wenn Dir ein Unglück zustieße — Du wärest von jeder menschlichen Hilfe abgeschnitten.“



Der neue Dom in Berlin. (Siehe Text Seite 87.)

drohte, und den Geliebten, welcher ebenfalls erbleichend aufgesprungen war, und bei der ihm angetanen Beschimpfung unwillkürlich sein Schießseisen aus der Tasche gerissen hatte.

Einige Sekunden lang hatte es den Anschein, als sollte es zu einem echt westamerikanischen Zweikampf kommen, bei welchem derjenige Sieger wird, der die verschiedenen Kammern seines Revolvers mit größerer Schnelligkeit zu leeren weiß, aber Bell umschlang in leidenschaftlicher Angst ihren Bruder, sobald er am Abdrücken verhindert war, und selbst Cristobal gab sich, wenigstens dem Anschein nach, Mühe, Blutvergießen zu verhindern.

„Gut denn,“ stieß Marshall grimmig hervor, „ich will Dir Dein Leben schenken, Peter Wimmer, aber Deines Bleibens kann hier nicht länger sein. Ich könnte nicht für mich stehen. Auch hast Du außer mir noch andere Feinde im Coloma-Tal, die Dir nach dem Leben trachten. Nimm meinen Rat und schüttle den Staub von Deinen Füßen.“

„Nicht eher, bis der „General“ mir das sagen oder schreiben wird.“

„Well, er soll es Dir schreiben — verlasse Dich darauf.“

„Mein Pferd ist gut, meine Büchse trefflicher und mein Gewissen rein — das sind drei vortreffliche Begleiter.“ Und nun kam bei dem jungen Mädchen die praktische Amerikanerin zum Durchbruch.

„Ich mache Dir Proviant für zehn Tage zurecht,“ sagte sie, „und heute Nacht will ich Dir Deine Wäsche waschen, damit Du alles sauber mitnimmst — nein, keine Einwendungen, Pet, Du bringst mir nachher die Wäsche — ach, es ist ja der letzte Liebesdienst, den ich Dir für lange, lange Zeit erweisen kann.“

Und wieder flossen ihre Tränen reichlicher. Nachdem die Liebenden noch verabredet hatten, gegen Morgen im Eichenhain zu einem letzten Lebewohl zusammenzutreffen, schieden sie und lange noch sah Peter die Geliebte an der aus Fichtenholz gezimmerten Fenz lehnen und ihm mit verweinten Augen nachblicken. —

Am Abend des 24. Januar drehte sich plötzlich der Wind, ein rauher Hauch wehte von den Bergen der Sierra über das Coloma-Tal, und ein kräftiger, kalter Regen strönte hernieder.

Zu wenigen Stunden war der Mühlgraben zum Strom angeschwollen und wälzte seine Flut über seine Ufer hinaus. Dabei herrschte tiefe Dunkelheit, kein Stern erglänzte am schwarzen Nachthimmel, welcher über der Erde hing, wie ein gewaltiger Trauermantel.

Der Sturm raste mit furchtbarer Geschwindigkeit über das Land und war so stark, daß er Bäume entwurzelte und die Blockhütten der Talbewohner zu zertrümmerndrohte.

Trotz dieses Unwetters schritten zwei Männer gegen Mitternacht am Ufer des Mühlgrabens entlang. Das schlammige Wasser umspülte ihre mit festen Lederstiefeln besetzten Beine bis zu den Knien hinauf, und sie hielten einander umfaßt, um nicht vom Sturm umgeweht zu werden. Sie waren mit Spaten und Hacken bewaffnet und eine Blendlaterne, welche einer der beiden Männer trug, warf einen zitternden, armeligen Lichtschein über das Wasser.

„Ihr seit wahrhaftig, Aurelio Christobal, und wahrhaftig, ich bin es auch,“ sagte der eine der beiden Nachtwandler, „sonst würdet Ihr mich nicht bei diesem Distan zum Flusse schleppen, und ich folgte Euch nicht und riskierte nicht mein Leben. Und um welche phantastische Unmöglichkeit! Ich sehe nichts als Schlamm und wieder Schlamm — keine Spur von dem erträumten Gold, welches sicherlich nur in Eurer erhitzen Phantastie existiert.“

„Und ich sage Euch, es ist etwas Wahres an der Sache,“ erwiderte der Spanier, „ich habe den Deutschen in mehr als einer Nacht belauert, wie er hier am Mühlgraben grub und den herausgeholtten Sand durchsiebte, wusch und untersuchte. Er hat die Ueberzeugung, daß in dieser Erde Gold vorhanden ist. Das ist sein Geheimnis von dem er sprach.“

„Dem wir aber nicht auf die Spur kommen werden,“ versetzte Marshall unwillig, „ich kehre um, denn ich habe nicht Lust, mein Leben in dieser höllischen Nacht einzubüßen.“

Christobal hielt seinen Begleiter am Arm zurück.

„Noch ein paar Minuten,“ stieß er hervor, und die Eier nach den geheimnisvollen Schätzen der Erde verzerrte seine Züge, „laßt uns dort drüben noch einmal den Spaten ansetzen — dort, wo das Weibengebüsch in das Wasser hineinragt — vielleicht finden wir dort die geheimnisvolle Schatzkammer des Deutschen.“

Nur widerwillig ließ sich Bells Bruder zu der bezeichneten Stelle hinziehen. Von einem Felsvorsprung neigte sich dichtes Weibengebüsch auf den Wasserspiegel hinab, der, vom Regen und Sturm gepeitscht, gegenwärtig einer wild bewegten See glich. Unterhalb des Felsvorsprunges hatte das Wasser große Haufen schlammiger Erde angeschwemmt, in welcher kleine gelblich leuchtende Steine blitzten: Der Spanier zog seinen Gefährten weit vor bis zum Rand des Felsens, seine linke Hand umklammerte die zähen Weide der Weide, während die rechte zitternd nach unten wies.

„Da — seht da, Sennor,“ preßte Aurelio Christobal in Tönen höchster Erregung hervor, „ich glaube, wir

hüttete, den Schlammhoden des Grabens, dessen tüchtige Natur er so gut kannte, wie kein anderer, mit den Füßen zu berühren, so gelang ihm das Rettungswerk.“

Marshall hatte das Bewußtsein verloren, als der junge Deutsche ihn endlich auf das Trockene gezogen hatte; seine Hände waren wie im Krampf geschlossen, und nur leise Atemzüge hoben und senkten seine Brust.

Nur mit äußerster Kraftanstrengung trug ihn Wimmer nach seinem Blockhause hinüber. Als er mit den Füßen — denn seine Hände hatte er nicht frei — an die Tür um Einlaß pochte, stand Bell gerade am Waschtisch und wusch seine Wäsche. Auf dem eisernen Herd kochte Seifenwasser in einem Kessel, in welchen das junge Mädchen soeben die durchgertebene Wäsche hineinwerfen wollte.

„Nach auf — mach auf, Bell,“ rief Peter von draußen, „Deinem Bruder ist ein Unfall zugestoßen.“

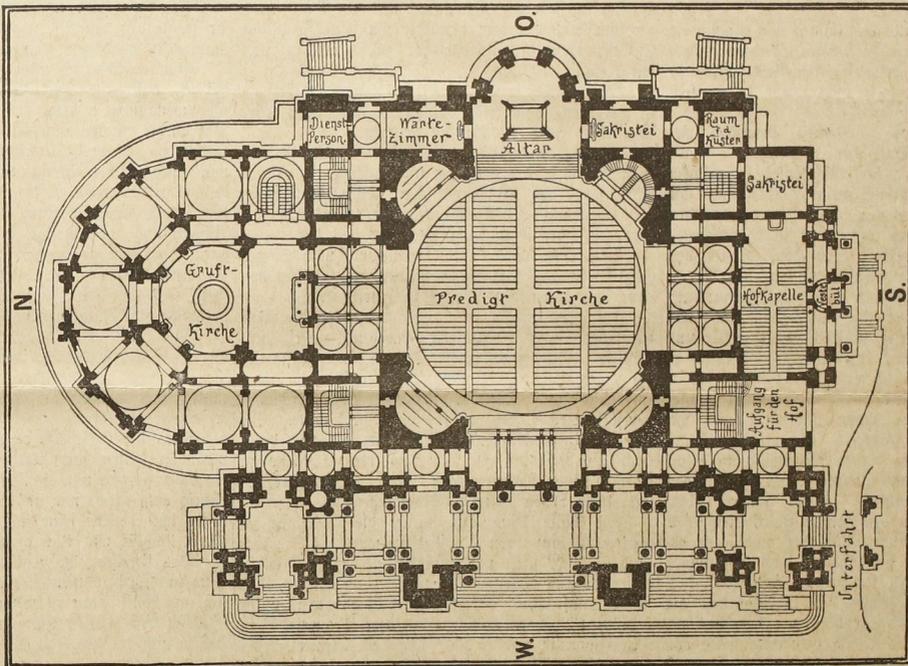
Bell riß, zu Tode erschrocken, die Tür auf. Der junge Deutsch-Amerikaner wankte mit seiner Last in die Stube und ließ Marshall auf ein Bett nieder-gleiten.

„Ertrunken!“ schrie das Mädchen auf und riß die Lampe vom Tisch, um in das todesblasse Gesicht des Bruders zu leuchten.

„Nein, er lebt und wird leben,“ antwortete Peter, „schnell, gib mir Whisky, ich will ihm denselben einflößen.“

Es war bei Marshall mehr der Schreck und das Entsetzen gewesen, welche ihm das Bewußtsein geraubt, als das Wasser, welches er unfreiwillig hatte schlucken müssen. Unter den Bemühungen Peters und Bells schlug er bald die Augen auf und auch die zusammengetrampften Hände lösten sich.

Mit dumpfem Klang fielen Erde und Steine auf den Fußboden neben der Bettstatt nieder. Der



Der Grundriss des neuen Doms in Berlin. (Siehe Text Seite 87.)

Schein der Lampe beleuchtete das, was den Händen Marshalls entglitten war, und was er, ohne es zu wissen und zu wollen, aus dem Schlamm des Mühlgraben-Bettes mitgebracht hatte. Mit seltsamem Ausdrück besteten sich die Blicke Wimmers darauf.

Zu nächsten Augenblick aber hatte er sich niedergebuegt und mehrere kleine Steine emporgehoben, die er so schnell als möglich von ihrer schlammigen Hülle zu befreien suchte.

„Gold!“ rief er, „Gold! Gott im Himmel, ich danke Dir, daß Du mir noch in dieser lezten Nacht meinen heißesten Wunsch erfüllt hast. So sind also meine Vermutungen bestätigt, meine Nachforschungen von Erfolg gekrönt? — Das ist Gold, was ich hier in meiner Hand halte, und der Boden des Coloma-Tales ist mit Schätzen angefüllt!“

Gold! War es dieses Wort, welches so elektrisierend auf Marshall wirkte, daß er sich von seinem Lager erhob und schweigend seinem Ketter beide Hände entgegenstreckte, welche Peter seinerseits ohne weiteres ergriff und treuherzig schüttelte? Zu Marshalls Ehre muß angenommen werden, daß er echte und ehrliche Neue empfand und endlich, wenn auch spät, das wädere Herz des Deutschen erkannte.

„Allmächtiger Gott! Ihr seid es — Marshall? — haltet Euch nur einen Augenblick — ich rette Euch — so wahr ich lebe — ich rette Euch!“

Und Peter Wimmer sprang in das Wasser, und da er ein vorzüglicher Schwimmer war und sich

Stumm, doch tief ergriffen, legte er Bell in die Arme seines Retters.

Dieser drückte das überglückliche Mädchen fest an seine Brust und rief jubelnd:

„So viel Glück in einer einzigen Stunde! Meine geliebte Bell halte ich als Braut in meinen Armen; der Mann, der bisher mein Feind gewesen, wird mir zum besten Freund, und dabei stehen wir alle auf einem goldenen Boden, in den wir nur einzudringen brauchen, um reich, vielleicht sogar sehr reich zu werden!“

„So ist es wirklich wahr?“ rief Marshall in höchster Erregung, „unser Coloma-Tal enthält goldene Schätze? Unmöglich — ich vermag mich dieser trügerischen Hoffnung nicht hinzugeben!“

Da streckte Wimmer die Hand aus und wies ihm die kleinen, gelben Steine.

„Das ist Gold, Schwager!“ rief er aus vollster Ueberzeugung, „Du selbst hast es aus dem Schlamm des Mühlggrabens herausgeholt und Dir“ — fügte er in bewundernswürdiger Bescheidenheit hinzu — „gebührt das Verdienst, das erste Gold in Kalifornien entdeckt zu haben!“

Wie gebannt blickte Marshall auf die Metallfunde nieder.

„Gold?“ wiederholte er, immer noch ungläubig das Haupt schüttelnd, „ja, wenn es eine sichere Probe gäbe, daß diese gelben Körner Gold wären — einen Beweis, an dem wir nicht mehr zu zweifeln brauchen!“

„Eine sichere Probe — einen Beweis?“ rief Wimmer, „den sollst Du haben, Schwager, — dazu brauche ich nichts als diesen Waschkessel, in welchem meine gute Bell soeben mir meine Wäsche kocht, die ich auf die Reise mitnehmen sollte. Heraus mit den Hemden und Halsbinden und hinein in das kochende Wasser mit diesen gelben Steinchen! Kann das siedende Seifenwasser keinen Eindruck auf das Metall hervorbringen, so haben wir unser Gold gefunden!“

In höchster Erwartung umstanden die drei Menschen den Waschkessel, in welchem es wallte und brodelte, und ob sie auch ein wichtiges Resultat erwarteten und auch empfangen, denn als sie die gelben Steine nach einiger Zeit aus dem kochenden Wasser herausfischten, leuchtete ihnen unberührt und unverfehrt das Gold entgegen. — so ahnte doch keiner von den dreien, daß in diesem Augenblick ein Stück Weltgeschichte aus dem Waschkessel der zukünftigen Frau Wimmer emporstieg — die goldene Aera Kaliforniens, welche in der ganzen zivilisierten Welt eine Jahrzehnte dauernde Wallfahrt nach dem gelobten Lande America und speziell nach dem Lande „mühseligen Reichthums“, Kalifornien, hervorrief.

Das Coloma-Tal erwies sich in Wahrheit als eine „Goldgrube“, und der Ruf von dem hier gefundenen Edelmetall lockte bald Hunderttausende von Glücksjägern und Abenteurern nach Kalifornien, welche die Schätze der Sierra Nevada zur Sonne emporhoben. Sutter, Marshall und Wimmer bildeten eine Company zur Hebung des Goldes im Coloma-Tal und wurden überreich für all ihre Mühen belohnt. Marshall büßte später durch verfehlte Spekulationen sein Vermögen fast ganz wieder ein.

James Wilson Marshall aber ist von der Geschichte der Ruhm zuerkannt worden, der Entdecker des kalifornischen Goldes gewesen zu sein, und nur nebenbei wird Peter L. Wimmers als seines Mitarbeiters Erwähnung getan.

Im Coloma-Tal erhebt sich seit Jahren ein Denkmal Marshalls. Die „Native Sons of the Golden West“ haben es ihm gestiftet als dem Manne, welcher dem Westen der Vereinigten Staaten goldene Zeiten gebracht hat.

Die doppelte Witwe.

Humoreske von Julius Knopi.

Der Littlewood war seit zwei Jahren verheiratet. Er besaß eine Frau, deren Schönheit im gleichen Verhältnis stand zu den Ansprüchen, welche sie stellte. Und da Frau Littlewood sich einer außerordentlichen Schönheit

erfreute, so waren auch die Ansprüche nicht gering, die sie an ihres Gatten Börse stellte.

Doch, was tat's! Littlewood hatte ein gutgehendes Geschäft, so daß er sich den Luxus einer „teuren“ Frau wohl erlauben konnte.

Da kam das große Unglück. Eine wirtschaftliche und geschäftliche Zerrüttung trat in Amerika ein. Ein Banksturz nach dem andern verfrachte, und eines schönen Tages fallierte auch die Bank mit der Littlewood in Verbindung stand.

Am Abend vorher hatte er einen glänzenden Hausball gegeben, dessen Mittelpunkt seine interessante Frau bildete. Doch als er sich am andern Morgen vom ehelichen Lager erhob, sagte ihm ein Blick in die Handelszeitung, daß der größte Teil seines Vermögens den Weg des Bankrottes gegangen war.

Littlewood klagte und spuckte heftig, aber das alles brachte ihm keine schönen Dollars nicht wieder zurück. Verzweiflung ergriff ihn.

Der Gedanke, die angebetete Frau in sein Unglück zu verwickeln, bereitete ihm Qualen.

Er war stets ein Freund von schnellen Entschlüssen gewesen welchem Umstande er auch seine Erfolge zu verdanken hatte. Und so war er auch diesmal bald mit sich im reinen. Der kleine Rest des Vermögens, der ihm geblieben war, genügte, um seine Frau vor Entbehrungen zu schützen; für zwei hätte es nicht ausgereicht.

So entschloß er sich denn, seine Vaterstadt Chitago zu verlassen, ohne jedes Aufsehen und ohne selbst von seiner Frau Abschied zu nehmen.

„Denn“, so kalkulirte er, „wenn ich es ihr mitteile, so wird sie's entweder nicht zugeben, oder mir nachreisen. In Australien aber, dessen Goldminen mir zu neuem Wohlstand verhelfen sollen, kann ich mich mit einer Frau nicht belasten.“

Zwei Tage später dampfte Littlewood nach Sidney ab und ging von dort in die Minen, um der spröden Erde ihre goldgelben Schätze zu entreißen.

Frau Littlewood war über das plötzliche Verschwinden ihres splendiden Ehegatten zuerst untröstlich. Sie vergoß viele Tränen und kaufte sich ein neues, schwarzes Kostüm, das der blonden Dame entzückend stand. Dankbar gedachte sie ihres verschwundenen Gebieters, der gut für sie gesorgt hatte. Sie trauerte ein ganzes halbes Jahr, doch als auch dann noch keine Nachricht von ihm kam, verkaufte sie an einem schönen Maientmorgen das „Schwarzseidene“ mit einem hellen duftigen Sommergewand.

Sie hatte keine Lust mehr, die Penelope zu spielen und auf ihren Odyssens zu warten. Sie war jung, hübsch, nicht unempfindlich gegen die Freuden dieser Welt. Warum also trauern um etwas, das sie für auf immer verloren hielt? Die meisten ihr bekannten Witwen machten aus dem Trauerjahr ein Trauerquartal, und sie hatte schon ein Trauersemester hinter sich. Was also länger klagen?

Die Vögel sangen immer noch so süß wie vordem; die Blumen blühten nicht minder schön, und die Frühlingsluft legte sich nicht minder lockend auf die Sinne. Und so mischte sich Frau Littlewood wieder froh und vergnügt in das lustige Treiben der Welt und ließ sich die Bewunderung der Herrenwelt gefallen.

Nach drei Jahren ward Frau Littlewood endlich der Streifereien und Terrain-Untersuchungen auf dem Gebiete des gesügelten Gottes müde. Ihr Gatte war tot — das konnte als abgemacht gelten. Sie besaß es zwar nicht schwarz auf weiß, daß er selig entschlafen, aber wer mochte daran zweifeln! Ja wäre, sie noch häßlich gewesen! Aber so! — Ein Mann, der seiner hübschen Frau 36 Monate kein Lebenszeichen sendet, ist tot oder — so folgert ihr weibliches Rechtsgefühl — verdient es wenigstens zu sein. Das amerikanische Gesetz hinderte sie auch nicht an einer Wiederverheiratung.

So kam es, daß Frau Littlewood eines Tages ihren Namen gegen den nicht minder wohlklingenden einer Frau Dirksen verkaufte und zum zweitenmal idyllische Flitterwochen verlebte. An ihren ersten Mann dachte sie schon nicht mehr.

Dieser hatte inzwischen in den australischen Minen mit unermüdlichem Fleiß gearbeitet und manchen Schweißtropfen vergossen. Doch endlich war ihn der

große Schlag gelungen, er war auf eine sehr ergiebige Mine gestoßen und hatte sich wirklich ein paar hunderttausend Dollars ergraben.

Flugs wollte er nach Chitago zurückkehren, aber an dem Morgen, da sein Dampfer abging, wurde er von den Blattern ergriffen, und nun mußte er lange Zeit an dem Krankenlager zubringen. An demselben Tage, da er sich zum ersten Male von seinem Schmerzenslager erhob, reichte seine angebetete teure Frau dem neuen Anbeter ihre reich mit Ringen geschmückte, weiße Hand vor dem Altar.

Viele Monate mußte Littlewood seine Ungebild zügeln, ehe er seinen total geschwächten Körper wieder so weit gekräftigt hatte, um die lange Seereise wagen zu können. Da er seine geliebte Gattin, das teure Weib überraschen wollte, so hatte er es natürlich unterlassen, sie von dem freudigen Ereignis zu benachrichtigen. Auf der langen Dampferfahrt aber malte er sich im Stillen aus, wie seine Frau ihm um den Hals fallen, wie sie ihn abküssen würde. Die Augen gingen ihm über, und sein Herz weitete sich. —

Endlich — endlich war die Heimat, Chitago, erreicht. Er eilte nach seiner früheren Wohnung — seine Frau war weggezogen, niemand kannte sie. Er fragte auf dem Polizeiamt nach Frau Littlewood; man suchte die Aehseln. Es gab keine Frau Littlewood.

Doch er ließ sich nicht irre machen und bestand darauf, daß eine Frau Littlewood existieren müsse oder wenigstens existiert habe. Man schlug auf dem Bureau die Bücher nach und fand endlich, daß Frau Littlewood seit drei Vierteljahren Frau Dirksen heiße, vor einer halben Woche indes zum zweiten Male Witwe geworden sei. Ihr Mann, der dritte natürlich, wäre am Delirium gestorben; er hätte den Whisky noch mehr geliebt als seine Frau und wäre daran zugrunde gegangen.

Littlewood war starr. Ihm schwindelte, und er trank ein Glas Wasser. Diese kühlende Flüssigkeit beruhigte ihn einigermaßen.

Was tun? Vor allem seine Frau wiedersehen! Er ließ sich den Kirchhof nennen, der die irdischen Reste seines unglücklichen Nachfolgers aufnehmen sollte, und wohnte der Beerdigung bei. Dort sah er seine treulose Frau wieder, die ihn, den die Blattern, die gebräunte Gesichtsfarbe und ein Badenbar auch verändert hatten, nicht wieder erkannte.

Aber sie, die treulose Frau, sie war eben hübsch, ebenso entzückend, wie an dem Tage, da er sie verlassen hatte. Alle seine Nachgedanken schmolzen bei ihrem Anblick wie Butter in der Bratpfanne. Das Unglaubliche geschah: er verliebte sich aufs neue in die Blühtergessene, und flugs entschloß er sich, um seine Frau zu freien!

Mit dem ganzen Gewicht seiner Hunderttausende ließ er sich bei der trauernden Witwe unter falschem Namen einführen, um ihr dann ein Vierteljahr hindurch konsequent den Hof zu machen, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Zuerst nahm sie Anstoß an seinen Blatternarben, aber nach und nach gewöhnte sie sich an diesen Anblick, und schließlich gewann sie Herrn Littlewood recht lieb. Ein charmanter Mann — ein reicher Mann — und vor allem ein mäßiger Mann; kein Säufer, wie ihr Zweiter.

Und als er sie an einem traulichen Abend fragte, ob sie seine Frau werden wolle, vergab sie zum dritten Male in ihrem Leben ihre seine Hand. In diesem feierlichen Augenblick zog Herr Littlewood den nämlichen Trauring aus der Tasche, den sie ihn bei ihrer ersten Verheiratung gegeben hatte.

Sie sah den Ring an — dann ihren Mann — und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, fragte sie, entsetzt auf den Ring deutend: „Das — das ist?“

„Mein Trauring!“ versetzte er würdevoll. „Dann sind Sie — dann bist Du ja mein Mann.“

„Es scheint so.“ „Und Sie — und Du willst?“ stöhnte sie angstvoll. „Meine Frau heiraten!“

Vermischtes.

Der neue Dom in Berlin, (siehe Abb. Seite 84) welcher am 27. Februar eingeweiht und an Stelle des alten jenseits des Lustgartens nördlich vom königlichen Schloß errichtet worden ist. Der Dom weist herrliche Glasfenster und wunderbare Darstellungen der Bildhauerkunst auf, und haben an der Ausschmückung die berühmtesten Bildhauer und Maler unserer Zeit, wie Anton v. Werner, Humann, Begas, Schaper, Bräuer u. gearbeitet. Die Abmessungen des gewaltigen Bauwerkes, dessen Verzierungen in der Form der Hochrenaissance aus schließlichem Sandstein hergestellt ist, sind folgende: Länge 114 m, Tiefe 43 m, Höhe des Hauptgiebels 30 m, des Kubus der Kuppellaterne 75 m, Gesamthöhe ca. 100 m. Vom Haupteingang, vom Lustgarten aus, gelangt man zunächst in die Predigtkirche unter der 31 m weiten Kuppel. Nicht fern von dieser 8 große Fenster des Tambours, 8 kleinere darüber unter der Wölbung und die 72 m über dem Fußboden befindliche Kuppel. Der gewaltige Raum, welcher die Gestalt eines ungeheuren Atriums hat, enthält 1980 Stühle. In die Halbkreisförmigen der kurzen Seite sind die Kuppel und Emporen eingestiftet. Im Süden von der Predigtkirche liegt die Tauf- und Trauungskirche ein 18 m langer, 9 m breiter Saal mit Tonnengewölbe. Gegenüber im Norden wird die Predigtkirche von der Denkmalstätte fortgesetzt. In derselben werden aufgestellt die Standbilder des Kurfürsten Johann, die Brunnenfigure des Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin, des Königs Friedrich I. und seiner Gemahlin u. v. Eine vornehme Treppenanlage führt aus der Denkmalstätte nach der 4,5 m hohen Hohenzollerngruft hinab, welche die noch vorhandenen 87 Särge von Mitgliedern des Herrscherhauses aufnehmen wird. Das große Gebäude ist aus Sandstein errichtet und ein Werk des berühmten Architekten Prof. J. Knobloch. Ueber die Raumverteilung des Innern gibt der auf Seite 85 befindliche Plan Aufschluß. Die Einweihung dieser großen evangelischen Kirche Deutschlands ist unter entsprechenden Feierlichkeiten vor sich gegangen, und waren zu derselben viele befreundete deutsche und fremde Fürsten erschienen.

20 000 „Helden“. Aus Pittsburg wird berichtet: 20 000 Gesuche um „Ehrenmedaillen“ sind bei der Kommission eingegangen, die die „Heldenlistung“ Andrew Carnegies verwaltet und furchtbar erkaunt ist über die Unmenge von „Helden“, die aus dem Boden der Vereinigten Staaten wie Pilze hervorschießen. Jede Post bringt neue Stöße von Briefen, die unerhörte Heldentaten des Schreibers berichten und ihn der Medaille vor allen andern würdig erscheinen lassen. Die Kommission will jedes einzelne Gesuch genau auf seine Richtigkeit prüfen, ist aber vorläufig über die große Zahl der Bewerber so erschreckt, daß sie bis jetzt noch keine Medaillen vergeben hat. Die „Sun“ rät dem Komitee, Medaillen an alle die zu verteilen, die heldenhaft genug sind, sich nicht darum zu bewerben.

Der Bären-Alt in Marburg. In Marburg bildet zugeht, wie der „Frankf. Z.“ von dort geschrieben wird, der auf dem Heumarkt gelegene historische Bärenbrunnen einen Gehand sich immer wiederholenden Studenten - Mts. Da der auf der Brunnenmaße befindliche Bär schadhaft geworden war, beschloß die Stadt, einen neuen aufzustellen. Schon vor Weihnachten hatte die bärenlose Säule die Umklammer der Studenten gewendet. Dieser Tage aber führte man unter Musikbegleitung abends auf einem Wagen einen Saubsteinblock und einen aus-

geflochtenen Bären umher. Die Inschrift einer Tafel verkündete, daß in dem Stein der zu bildende Bär schlummere, für den der ausgeflochtene als Modell dienen soll. Kürzlich nun geleitete man sogar einen lebhaften Bären als Modell unter Musikbegleitung durch die Straßen nach dem Heumarkt. Das betreffende studentische Korps, das den Mts. inszenierte, hatte den Bären, ein noch junges Tier, von Hagenstedt in Hamburg bezogen. An der Brunnenmaße wurde durch Ansprachen an die zahlreich versammelten „Bürger und Kanakiere“ unter Abkündigung einer eigens gedichteten Bären-Hymne der Zweck des Bären-Anzugs, der übrigens die halbe Stadt auf die Beine gebracht hatte, kundgetan. Der Bären-Alt soll, wie es heißt, an weiteren Abenden seine Fortsetzung finden.

Ein Schuß. In einem Schauspielklub in Philadelphia waren vor kurzem eine Anzahl Mitglieder versammelt, und man tauchte im Gespräch Erinnerungen an den großen Tragöden Edwin Forrest aus. Einer berichtete von einem Erlebnis, das Forrest in „Wild-West“ gehabt hatte. Es wurde „Virginus“ gegeben und Forrest stand wieder einmal auf der Höhe seines Könnens. In der Szene, in der er seine Tochter erschlägt, stand das Publikum ganz im Banne des Künstlers, und bis zum Schluß des Aktes war kein Laut hörbar, während nachher der Beifallssturm um so stärker losbrach. Im folgenden Akt kommt Virginus auf die Bühne und sieht gänzlich erschöpft und verlornt aus. Die Reaktion hat eingestiftet, er ist über den Verlust seiner Tochter dem Wahnsinn nahe, geht immer auf und ab und ruft: „Virginus, Virginus, wo ist mein Kind?“ Ein alter Goldgräber, der in einer der vordersten Parquetreihen saß und von der Mordscene tief erschüttert worden war, konnte es nicht mehr länger ertragen, er stand auf und rief im Tone höchster Entrüstung: „Du hast sie ja im vorigen Akt getötet. Du alter Schuft, und Du weilst sie auch ganz genau. Du bist ein Heuchler und ein Schuft dazu!“ Diese unerwartete Wendung, die die Vorstellung nahm, rief ein stürmisches Gelächter und solchen Beifall hervor, daß der Vorhang fallen mußte.

Neiteres.

In der Küche. Das neue Dienstmädchen: „Heute war auch der Schuster mit der Rechnung hier, ich habe das Geld ausgelegt!“ — Madame (ärrerlich): „Mein Gott, der konnte noch warten, die vier Mart hätten Sie lieber mit leihen sollen!“

Misstrauisch. Landbader (zu einem Bauern, den er eben raffen will, als ein Fremder eintritt): „... Du erlaubst schon, Hans!, daß I den Herrn zuerst raffen?“ — Fremder: „Nein, nein! Bitte — ich schau ganz gern erst ein wenig zu!“

Aus dem Schulaufsatz der kleinen Grete. „... Man kann es dem Schwein nicht übelnehmen daß es so ist, denn es verfehrt nur mit feinesgleichen!“

Misstrauisch. Frau: „Die Gardinen kommen mir so frisch gewaschen vor...“ — Du hast doch nicht etwa geraucht, während ich verweist war?“

Schriftsteller-Praxis. „Weshalb haben sie in ihrer Erzählung zwei stotternde Diener eingeführt?“ — Weil meine literarischen Arbeiten nach der Zeilenzahl honoriert werden!“

Sie merkt halt nichts! „Nein, muß das ein schrecklicher Ort sein, wo meine armen, armen Kinder hingegeben sind! Dreimal wollte ich sie schon besuchen — aber das erstemal schrieb mir mein Schwiegerlohn, daß die Wege nicht zu passieren seien; nachher ist der ganze Ort überschwemmt gewesen, und jetzt, wo ich ganz bestimmt hin will — tritt eine ansteckende Krankheit dort auf.“

Vom Kasernenhofe. Unteroffizier (zum Einjährigen): „Machen Sie nicht immer ein so dummes Gesicht, als ob Sie schon etwas wären?“

Der Anwalt. „Gerr Goldbaum, Sie haben eine große Erbschaft gemacht!“ — „Ne Gemeinheit! Der Mensch muß rein geglaubt haben, wir haben's nötig!“

Misverständnis. „Und bitte wegen der Adresse, — was ist doch ihre Frau Tante!“ — „Gut genannt: „Sternkreuz-Ordensdame!“ — „Na, schimpfen Sie nur nicht so, man wird doch noch fragen dürfen!“

Oyster. „Sagen S', Kathi, wie find Sie denn zu Ihrem Mann gekommen?“ — „Den hab' ich mir am Mund abgepart!“ — „Wieso?“ — „Als ich mir 2000 Mart erpart hatte, hat er mich genommen!“

Der Präfektin. „Ein beschäftigungsloser Artift bittet um eine kleine Unterstützung.“ — „Galt.“ — „In welchem Fache arbeiten Sie denn?“ — „Ich bin Zahnarzt!“ — „Galt.“ — „So, dann essen Sie einmal das Kindesfleiß da.“

Stokhsenker. „Mit meiner Frau ist es nicht mehr auszuhalten! Sie schimpft so laut, daß man es drei Straßen weit hört; und was mir ungeheuer peinlich war, das war, als wir die Keise um die Welt machten. Denken Sie, auch da machte sie gegen einen Mordstandal — auf dem Stillen Ozean.“

Räffel-Ecke.

Zahlenräffel.

- 1 2 3 eine Farbe.
- 2 3 1 ein Durchgang.
- 2 1 3 eine Stelle.

Wandkräffel.

Mit „a“ hatt's der liebe Großpapa
Auf seinem armen Schädel.
Mit „e“ stung tra la, la, la, la,
Der Jüngling wie das Mädel,
Mit „o“ wird's auf dem Feld gebaut
Als weißes, grünes, rotes Kraut.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Räffels aus voriger Nummer.

Wasserräffel.

Scholle, Eis, Bach, Aßen, Seuzunge, Tonne, Zitrien, Mal, Neunauge. — Sebastian.

Zur Richtigstellung!

Berschiedenen falschen Aufstellungen zur Erklärung, daß die Lösung des Räffels in Nr. 8 „Ein Gesicht!“ war.

Kufeke's Kinder-mehl
hervorragend bewährt bei
Darmkatarrh, Diarrhoe,
Brechdurchfall etc.
Von tausenden von Ärzten das in- und Auslandes empfohlen.

+ Korpulenz +
Fettleibigkeit
beseitigt bei Damen und Herren am besten und natürlichsten unsere „Slankal“-Zehrkur. Wissenschaftlich begründet und preisgekrönt mit gold. Medaille, Ehrendiplom etc. Keine starken Hüften, kein stark. Leib mehr, dagegen graziose Erscheinung, jugendliche, schlanke Körperformen. Garant. unschädlich. — Kein Heil-od. Geheimmittel. Keine Aenderung der Lebensweise. Pfk. M. 2,25. Nachnahme oder Postanweis. Allein echt zu beziehen von **Wallbrecht & Co., Hygien. Institut** Berlin 358., Karlsbadstr. 21.

Unehört billig!
600 Stück um nur Mk. 2,90
1 pracht. vorgold. 24-stünd. Präzisions-Uhr samt Goldin-Kette, 3 Jahre schriftl. Garantie.
1 Pr. Leder-Goldbörse, 1 eleg. Taschentoielten-spiegel, 1 Garnit. Double-Gold. Manschett u. Hemdenknöpfe, 1 m. Patentschloß, 1 pracht. Herren-od. Damen-Ring goldinirt m. Edelstein, 1 schöne Cravat.-Nadel mit Simili-Brillant, 1 hochleg. Damenbroche (Paris. Neuk.), 1 Paar Ohrring, m. Simili-Brillantstein u. Rubin, 1 1/2 Taschentüchermesser, 1 1/2 geb. Notizbuch, 1 eleg. Cigaretten-Spitze, 1 woihrlich. Toiletteseife, 20 St. eleg. Corraspond.-Gegenstände, u. noch 550 St. div. Gegenstände, im Hause unentbehr! Alles zusammen, m. 4 eleg. Uhr, d. allein d. Geld wert ist, kostet nur M. 2,90 Versandt per Nachnahme durch das **CENTRAL-EXPORTHAUS S. W. LÖEFLER, KRAKAU C. 288** NB. Für Nichtpassendes Geld retour.

Vergleichen Sie
alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise,
dann kaufen Sie bestimmt bei
Christian Günther,
LEIPZIG-PLAGWITZ
Postfach Nr. 62.
Bekanntestes Tuch-Versandgeschäft.
Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Unterricht
in Massage sowie Wasserwandlungen etc. erhalten Herren u. Damen im 1890 gegr. Institut von **Max Lindner, Dresden-A.** Strehlenstr. 8. — Aerztl. Attest. Stellonachweise. — Prosp. grat. u. frk!

Musik-Instrumente
aller Art
gegen Monatsraten
von M. 2.- an
Reich illust. Katalog N. 108
auf Verlangen gratis frei!

Bial & Freund, Breslau II

Wandlungsmilch-Liliummilch-Trisfr
von **Erzengermann in Leipzig**
Nur 50 Pfg.
in allen Apotheken, Drogerien, Reformhäusern u. in Berlin, Potsdam, etc.

